

Jahrgang 25



# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Don Carlos . . . . .	185
Brest-Litowsk . . . . .	198

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 6,50 Mark, die einzelne Nummer 60 Pf.



Berlin.  
Verlag der Zukunft.

Großbeerenstraße 67.

1918.

**Abonnementspreis** (vierteljährlich 13 Nummern) M. 6.50, pro Jahr M. 26.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 7.25, pro Jahr M. 28.60; Ausland M. 7.80, pro Jahr M. 31.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.**

**Alleinige Anzeigen-Annahme** der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernsprecher Amt-Zentrum 106 09 u. 108 10.

# WEIN-STUBEN-RUTH

BERLIN W

Weinstuben

## Mitscher

Vorzügliche Küche  
Krebse

Französische Strasse 18

**Fürstenhof Carlton-Hotel** — Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

## Wiener Schloss-Restaurant

Dorotheenstr. 77-78 (im Hause Schloß-Hotel)

**Erstklassige Wiener Küche**

Pilsner Urquell, Siechen-Bräu □ Weine von Paul Eggebrecht

## Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

## Was will der Lebensbund

Organisation zur Reform des Sich-Findens?

Der „Lebensbund“ bemüht sich mit beispiellosem Erfolg seit 1914, das zu erfüllen, was Hunderte großer, ernster Männer der Wissenschaft, Geistliche, Aerzte, Sozialpolitiker und Menschenfreunde, was Tausende denkender Frauen von der Kultur unserer Zeit fordern: Die Wahl eines Lebensgefährten nicht vom Zufall abhängig zu machen, nicht unter wenigen zu treffen, die gerade den Lebensweg kreuzen, nicht die Frauen warten zu lassen, bis einer kommt und sie halt, sondern sich, alle tüchtigen Vorurteile überwindend, in unbedingter Wahrung von Takt und Diskretion gegenseitig zu finden durch gegenseitiges Suchen unter Gleichgesinnten, ohne an irgendwelche örtliche oder persönl. Rücksichtnahme gebunden zu sein od. gesellschaftl. Rücksichten zu verletzen, ohne sich sofort jedem gänzl. Fremden gegenüber offenbaren zu müssen u. endlich auch, ohne Zeit zu verlieren. Der „Lebensbund“ verlangt keinerlei Voransch. u. Provision, er ist keine gewerb. Vermittlung, sond. ist das schwierigste Problem in einer Weise, die als „überaus genial“ gekennzeichnet wurde u. hundertl. höchste Anerkennungen aus allen Kreisen fand! Jeder, der die Absicht hat, zu heiraten, ford. vertrauensv. von d. „**Organisation Lebensbund**“, Geschäftst. u. Adresse: **G. Berleiter, Verlagsbuchhdlg., Schkenditz 80, Leipzig**, gegen Einsend. von 30 Pf. dessen hochinter. Bundesschriften. Zusend. erfolgt sof. unauffällig in verschl. Brief. Allerstrengste Verschwieg. wird zugesich.



Berlin, den 5. Januar 1918.

## Don Carlos.

Am pariser Théâtre Antoine, wo der geistig behende Spieler und Regisseur Gémier, mit Reinhardts Prosperostab, die Menge durch Bühnenwunder verblüfft, wird seit ein paar Wochen ein Versstück gespielt, dem der Dichter, Herr François Porché, den Titel „Les Butors et la Finette“ gegeben hat. Die Butors sind ein auf ihre Kraft, ihre Staatsmaschine, den Drill, die Abrichtung ihrer Leute und deren Fähigkeit zu Einordnung in allgewaltige Organisation höchst stolzes Volk; ausgeblasen düsterhafte Bedanten, die viel wissen, viel können, dem Genius der Menschheit aber fernher als Faust dem Erdgeist (der ja nicht immer aussteht wie Wedekinds ewig am Scheideweg schaffendes Weibchen). Finette: so nennen die Bürger eines Fabellandes ihre Prinzessin; weil sie bildhübsch, blitzklug und lächelnhaft kokett ist, „rasend gern“ tanzt, nie sich von Sorge umwölken ließ, Jedem arglos vertraut und für Jeden ein zierlich geformtes, nobel gefaßtes Wort in Bereitschaft hat. Mit so liebenswürdigen Gaben ist Prinzess Feinchen nicht etwa vereinzelt. In ihrer Heimath sind die Meisten aus ähnlichem Stoff. Fröhlich und keck, geistreich und muthig, bis in Leichtsinnsorglos und doch andächtigster Hingebung an eine Sache fähig, noch in Gezappel grazilös. Nirgendwo sonst ist die Luft so voll von Lebenslust, wird die freundliche Gewohnheit des Daseins aus höher schäumendem Becher geschürft. Drum ist Feinchens schöne

Heimath das beliebteste Fremdenland, das Eden, dem aus allen Zonen die nach Freude oder Vergnügen lüsterne Menschheit zufließt. Ein Butor, ders hörte, würde sprechen: „Kennen wir. Gezwitscher mit Fremdenindustrie. Aus solchen Ländern kommt nie viel raus. Weder im Sinn des Waarenexportes noch sonst wie. Die Sorte hält nicht durch. Amusant bei Tisch, dann 'rausschmelzen, sagte der in Gott ruhende große Preußenkönig (meinte, Herr Butor, damit aber den Landsmann Podewils, Minister und Besitzer des pommerischen Gutes Warzin). Die thun uns nichts und sind, wenns sein muß, leicht auf die Knie zu kriegen. Hunde, die so laut bellen, beißen nicht.“ Herr Porché ist anderer Meinung. Damit wir den Werth des Stammes erkennen, zeigt er uns dessen feinste Blüthe, den jungen Herrn Miron (dem Schöpfersliebe den eigenen Vornamen geschenkt hat). Dieser François, der schlanke Sohn fleißiger Winzer und Gartenkünstler, gölte selbst in Butorsland als ein ganzer Kerl. Alle Pläne für den neuen Schloßbau, die Wasserkunstanlagen und Parks sind von ihm und können sich sehen lassen. Schade, daß der hübsche Junge so scheu ist, nirgends zu haften und nicht von zehn Schimmeln in den Glanz des Hofes zu kutschiren. Sind denn, wirklich, alle rechten Künstler solche Wildlinge, so wunderbar unbequeme Zeitgenossen? Einweihung der neuen Gärten. Ueber den Einladungen zum Hofball steht (wie über den Dip'omatennoten des Herrn Trohlij): „An Alle.“ Das ganze Volk ist geladen; tanzt auf dem Rasen, lagert sich, trinkt Champagner, stichelt die Haut der Minister, besaucht jeden nicht plumphen Witz und bewundert im Innersten doch Alles, was es hört, sieht, schmeckt, riecht, betastet. Auf der Terrasse tanzt die Hofgesellschaft; und wenn Ihr vernehmt, daß die zwei Tanzkreise sich nach zwei grundverschiedenen Rhythmen drehen, fällt Euch wieder Herr Trohlij ein, der, wie zuvor der Kollege und Kaffeegenosse D'Israeli, stets gesagt hat, daß in jedem Land, mag's noch so märchenschön aussehen, zwei Nationen, Ausbeuter und Ausgebütete, leben. In unser Tabelland sind inzwischen die Butors eingefallen. Nur sechs Mann hoch; fürs Erste. Hellblond, Mützen, schwarze Kittel, Tabakpfeifen. Der Vortrab des Versuchers. Feinchens munter schmausendem, tanzendem, schwahendem Volk wisporn sie den Rath zu, ihnen gleich zu werden und als Rad sich in die ungeheure Maschine ihrer Organisation einzufügen. Die Unt-

wort verschallt in Spottgelächter. Aus dem Gewisper wird Gebrüll, aus dem Lachen Wuth; und den Tutor's, an deren Sitzpolster sich schon mancher Fuß gymnastisch geübt hat, ginge es sch'imm, wenn nicht Herr Buc, der herzogliche Intendant, die Händel'süchtigen trennte. Dem Namen nach muß er wohl ein Landsmann des edlen François Miron sein; ist aber ein ausgepöchter Schuft. Was der berliner Amtsjargon „Radfahrer“ nennt: „Nach oben krummer Rücken, nach unten tritt er.“ Emsig im Dienst, ein Pedant der Ordnung und Pünktlichkeit, ohne Phantasie, also auch ohne Menschheitgefühl und drum von den Kleinen, die er knufft und schindet, längst in die Wolfschlucht, zwischen Haß und Verachtung, geworfen. Und, in nächtlichem Nebenamt, Hoch- und Landesverräther. Zuerst tuschelt er mit den Sechs; dann schleicht er, durch's Dunkel, über den dicken, von uralten Bäumen überbuschten Rasenteppich, zu dem Feldmarschall des Tutorheeres. Das hat sich ganz nah bei der Residenz eingegraben. Wie es, unbemerkt, dahin kam? Fabelland; das nur diesseits oder jenseits von nüchterner Vernunft blühen kann. Der Feldmarschall hat ein glattrasirtes, bleiches Gesicht; erkünstelte Steltheit, die ihn Würde dünkt; schwarze Mütze und grauen Mantel. Aus der Hand des ehrenwerthen Herrn Buc empfängt er den Vertheidigungs- und Aufmarschplan des Volkes, das er, schmählich, überfallen will. Noch freut sich, ahnunglos, seines Lebens. Finette tanzt ihm, in weißem Kleid mit rothem Band und meerblauem Ueberwurf, den bukolischen Reigen der friedlichsten Schäferin vor. Unter ihrem Füßchen (dessen goldenes Abbild ihre Höflinge, wie die weimarer das ihrer Herzogin Anna Amalia, als Schmuckgehäng tragen könnten) dröhnt, plötzlich, die Erde. Kanonendonner. Sturmgeläut. Alles Volk eilt, vom Fest, zu den Waffen; wie aus Felsbächlein nach hastigem Absturz ein Strom, so wird aus dem Eifer Einzelner und ihrer Sippen rasch ein Heer. Sehet: schwarzgeschleierte Mütter bringen selbst ihre Söhne, in eben so langem Zug Bräute, von deren Haupt hellere Farbe weht, ihre Jünglinge dem Altar des Vaterlandes. Aus der Tragoedienstimmung flattert Scherz auf; noch über Gräften singt ja die Lerche ihr Lied. Dieses Volk weiß (solches unwiderlegliche Wissen wird aus Gefühl), daß ihm das grauseste Erlebnis aller Menschengeschichte naht, und ist, schon im Bann der entsetzenden Ueberraschung, zu schwerstem Opfer willig. Seine Spott-

lust aber nicht lahm. Ueber der Fuge des Verhängnißempfindens vermählt Wiß sich dem Troß. Auf Scherzsträhnen und Lachflöckchen fallen Thränen. Die Prinzessin ist Hirn und Herz, wird Gewissen und Zunge des Volkes. Beschwört es, alle Kräfte in den Dienst der heiligsten Sache zu ballen; und beräth, da es mit begeistertem Sang verströmt ist, mit dem von Heimathgefahr entschüchertem François, was geschehen könne, zur Rettung des Vaterlandes geschehen müsse. Die Barbaren brachen in friedliches Land, dessen Vertrauensseligkeit in Träumen selbst nicht an Kriegsgefahr dachte und sich für den Kriegsfall drum nicht berettet hat. Alle Zeughäuser leer; unzulängliches Geschüh. Und der Feind schon Herr der wichtigsten Wege und Wälder. Nur ein Mittel bleibt: Oeffnung der großen Schleufe. Die Urgewalt unseres Meeres schwemmt den Feind in Tod. Der alte Schleußenmeister Miron hat den Enkel einst gelehrt, wie man, noch, wenn Feindeslist den Hauptmechanismus zerstört hat, erwirken könne. Kostet ein Menschenleben. Was liegt dran? Im Morgengrau wird François die Heimath retten. Wo aber birgt er bis in diesen Schicksalsmorgen das Gefäß seines nun unerseßlichen Wissens dem Feind? Unter den blauen Mantel der Prinzessin, deren über dem weißen, rothbebanderten Kleid schneeblasses Antlitz mit dem Blick zärtlicher Bewunderung sich dem Antlenden zunelgt. Der kommt nicht im Grau, nicht im Scharlach ans Ziel seines Willens. Zu nah schon und allzu schlau ist der Feind. Wie nun die Wellen entzäumen? Ein altes, von den Ahnen ererbtes Lied raunte von einem letzten Nothwehrmittel. Doch dieses Lied ist vergessen. Nicht ganz von Finette, deren die Amme einst sang. Wenn heilige Doppelliebe, zu dem Land, zu dem Jüngling, in dem des Landes Genius Fleisch ward, das Gedächtniß befruchtet, blüht das Lied wieder auf. Wie wars? „Bringst in der Granitgrotte den Felsblock ins Gleiten...“ Doch Buc, den ihr Vertrauen noch nicht flieht, brütet neuen Verrath. Der auffluthende Zorn der Prinzessin streckt ihn nieder (mit dem Revolver: im Fabelland) und François, den die Botschaft erreicht hat, bringt den schwanken Felsblock ins Gleiten. Erschöpft, besudelt, von Ueberanstrengung wankend, sinkt er in den Schoß der holdbesten, listenreichsten Märchenprinzessin. Auch der menschlich gütigsten. Im Mondlicht sahen wir sie auf dem Totenfeld des aus den feinsten Freuden jäh in Krieg gerissenen Lan-

bes. Hören auf dem von Freund und Feind überreichlich gedüngten Totenacker die Einsame fragen, ob sie auch für den gefallenen Feind beten dürfe, ob müsse. Und ihre Antwort: „Auch er war, wie unsere Jungmannschaft, Soldat; nur, was Pflicht und Befehl vorschrieb, hat er gethan. Und um den fern Ruhenden weint die Mutter, die Witwe. Dem Freund fiel wie dem Feinde das Loß und gleich war ihr Ende. Schlafet drum, unter eines Windes Klage, in Frieden! Kriegersehrbegriff macht das Kind unserer Volkfamilie dem von unserer Erde angenommenen Sohn zum nah Verwandten. Beide sind von allen Mälen der Zeitlichkeit so völlig geläutert, daß in ihnen Haß nicht mehr haufen kann.“ Ist noch nöthig, zu berichten, daß mit blonder Mähne, aus der Sopaskämme im Sonnenstrahl glitzern, die Meeresfluth einbricht, die barbarischen Einbrecher wegschwemmt, daß Finette sich selbst und ihres Reiches Krone dem Retter, dem Helden des Volkes giebt? Wichtiger, gewiß, laut zu betonen, daß der fast antigonische Ausbruch des Weibheitsgefühles, Menschheitsbewußtseins in allen Herzen der andächtig lauschenden Menge Widerhall weckte. Im Dezember 1917 in Paris. Wichtiger: denn der Aufmerkende hat längst verstanden, daß der Titel „La Finette et les Butors“ den anderen (allzu märchenwibrigen) einlapselt und doch durchschimmern läßt: „La France et les Boches.“ Der Ballschmuck der Prinzessin: die Trifolore. Semmelblonde Schwarzkitzel: Preußen.

„Pièce à clef also; Schlüsselstück von der Patriotenorte, die nach 1870 wie Schneeglocken unter warmwiederkehrendem Sonnenstrahl ausblühte. Damals Bornier, Coppée, Déroulède (ein „Besiegtes Rom“ brachte, wenn mein Gedächtniß nicht trügt, in einer Altweibstrolche den ersten Triumph der jungen Sarah, die vierzig Jahre danach verliebte Jüngferchen spielte); jetzt Vorché. Dem im Galop gepackten Erfolg werden Andere nachhinken. Der süßle Bœc soll an Ulmerenda oder Bolo, meinetwegen auch an Malby oder Cailaug erinnern, das rettende Wasser an die Marne. Spielzeug für Kinder. Vielleicht ist die Lyrik frisch (aus den vier Düstern Muffet, Lamartine, Hugo, Verlaine läßt sich Lieblich-Kräftiges destilliren) und das Werk gehüpft so zierlich wie der Schritt einer Putzmacherin, die vom Martyrberg, nach einer mit ergrauenden Künstlern und heißen poilus durchtosten Nacht, in die Werkstatt niedersteigt. Graziös ist das Volk nun mal. Warum aber erzählst Du den

Inhalt? Schon bei Bornier hieß Bismarck Uttila. Die Gattung, von der sechs in eine Schachtel gehen, ist nicht der Rede werth.\*

Zu der Gattung gehört die Hermannsschlacht. Gut ab also, Herr Magister lobesam. Auch Varus sollte, nach Kleists Willen, an Bonaparte, die wilde Thurnelba an die gar nicht zahme Luise, der Legat an die galanten Offiziere der Großen Armee erinnern; und ehe die kindhaft ihre Wahrheit ahnende Phantasie Reinhardtis nicht die Rheinbundsflotte, die Nord- und Süddeutschen sammt der troisième Allemagne von vor hundert Jahren aus den Fellen und anderem Altgermanenplunder geschält hat, wird das in aller Weltichtung einzige Werk niemals Volksbestiz. (Kommt auch der Ur-Boche nicht heraus, der in dem einen Hermann doch wohl richtiger, wirklicher, vielleicht nicht ganz wider des Räthsel-Kleists Willen, vor dem Auge steht als in den Butor-Homunkeln.) Mir war die Lehrfabel aus Finettes Reich heute willkommen, weil ich an Schillers „Don Carlos“, dem in diesem Spieljahr vom lautesten Erfolge gekrönten Drama, den Reiz und die Gefahr solchen Maskenspiels zeigen möchte. Reiz, der manchmal spät weilt; Gefahr, die nur das Kunstwerk bedroht, also nicht den Erfolg.

Hinter dünnerem Schleier noch als der „Fiesko“ birgt das Carlosdrama des Dichters Absicht auf Mummerel; und die Masken sind schlechter, nicht mit der Sicherheit des tollkühnen Schlafwandlers, gewählt. Gianettino noch nach einem Melo-Genua; Verrina war als Brutus-Ersatz hinzunehmen. Hier ist kein Hauch Kastiliens. Nicht einer dieser Granden und Priester schritt je durch die Luft, in der Cervantes, Velazquez, Goya, Murillo und Torquemada wurden. Der neunzigjährige blinde Cardinal sollte wohl dem unerbitlich harten Reherausstiller Thomas Torquemada ähneln, der als Judenknaulein beschnitten ward und als Altern-der General-Inquisitor von Kastilien und Aragonien hieß; ist aber „gute Rolle“ gelieben und nur zwischen Leinwänden in seiner Heimath. Den Domingo ließ in Mannheim Dalberg in Jesuitentracht auftreten; und die Gründlinge im Parterre schmunzeln einander zu: „Vater Frank!“ So dick war, fast wie im Fabelland des Herrn Porché, der Pfahl, der aus Mummenschanz in Wirklichkeit des Vaterlandes wies. Nicht die aus Belesenheit sentimentalischen Menschen nur: auch beinahe alle Vorgänge wären in Philipps Spaniens unmöglich gewesen. Dessen Geist und



Körper aus Vision nachzuschaffen und aus dieser Schöpfung eine bestimmten Seelenstand durchleuchtende Handlung werden zu lassen, hat Schiller gar nicht erst versucht. Sein nächstes Ziel war: „Tendenz“ (so nannten zwei, drei Menschenalter den durch die Thore der Kunstmittel geschleuhten Einfluß in den Strom des politischen-gesellschaftlichen Lebens); die sollte, „трёстואкоумиттл“, in jedes Auge sich einfunkelein. In der Widmung an „den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Karl August, Herzog zu Sachsen“ verräth solche Absicht schon der erste Satz: „Ungewöhnlich bleibt mir der Abend, wo Eure Herzogliche Durchlaucht Sich gnädigst herabließen, dem unvollkommenen Versuch meiner dramatischen Muse, diesem Ersten Akt des Dom Carloß, einige unschätzbare Augenblicke zu schenken, Theilnehmer der Gefühle zu werden, in die ich mich wagte, Richter eines Gemäldes zu sein, das ich von Ihresgleichen zu entwerfen mir erlaubte.“ Deutlicher noch die B. i. e. f. f. l. l. e: „In der Darstellung der Inquisition will ich die prostituirte Menschheit rächen und ihre Schandflecke fürchterlich an den P. anger stellen. Ich will, und sollte mein Carloß dadurch auch fürs Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bisher nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will . . . Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen!“ Und dem fiebernden Wunsch (den nicht nur Goethe, der „decoirte Nicht-Christ“, belächelt hätte), die Inquisitoren ins Herz zu reißen, kettet der nicht weniger wunderliche sich an, das Opfer dieser schandfleckigen Menschenart, die Majestät Philipps des Zweiten, in den Himmel des Erbarmens zu retten. Die in der Rheinischen Thalia erschienene Vorrede ruft: „Wenn dieses Trauerspiel schmälzen soll, so muß es, wie mich deucht, durch die Situation und den Charakter Königs Philipp geschehen. Auf der Wendung, die man diesem Charakter giebt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Man erwartet ein Ungeheuer, sobald von Philipp dem Zweiten die Rede ist; mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet. Und doch hoffe ich, der Geschichte (Das heißt: der Kette von Begebenheiten) getreu zu bleiben. Es mag zwar ein göttliches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohnes zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen; aber mir lag daran, den Menschen zu rechtserzigen: und konnte ich Das wohl besser als durch den herrschenden Genius sel-

ner Zeiten? Ein viertes Zeugniß liefert der Brief, in dem, nach der ersten berliner Auführung, der Dichter sagt: „Die Scene (Posa's Audienz bei Philipp) soll gut gespielt und Selner Majestät dem Dicken sehr ans Herz gegangen sein. Ich erwarte nun alle Tage eine Votation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preussischen Staat zu regiren.“ Selbstverspottung? Mehr im Ton als in dem Gefühl, daß er kleidet. Politische Wirkung war gewollt, der Einfall, einen geistig Bedeutenden mit klingender Seele zum Minister zu machen, der Zeit Karl August's nicht so fern wie unserer; warum sollte die für Menschheit auffladernde Jugend des zweiten Friedrich Wilhelm zur Gestaltung ihres Planens nicht, statt der Wöllner und Bischoffwerder, den Schöpfer des Posa ertiesen? Einerlei. Des Dichters Geständniß läßt nirgends eine Lücke, in die Zweifel sich einflennen könnte. Schiller will richten und retten; der Priesterschaft Ankläger und Urtheilsvollstrecker werden, den König und den Infanten, Jeden auf seine besondere Weise, entschuldigen. Weiden Zwecken diene der wundervoll in der Maschine bereitete Gott: Marquis von Posa, Ritter des Malteserordens. Geschichte ist dem Dichter, der vier Jahre danach als „Schulmeister für Historie“ auf Jena's Katheder sitzen soll, nun, wie irgendeinem Romanschreiber, „die Kette von Begebenheiten.“ Athemlos; duftlos; Kette aus geschmiedeten Gliedern, in denen kein Puls pocht. Nicht die Summe aller eine Zeit, in abgegrenzter Zone, bestimmenden Kräfte, die den Stärksten noch, gerade ihn oft mit Zwirnsfäden, irgendwo andrücken. Nicht der saufende Webstuhl, der einer Menschheit lebendiges Kleid wirkt. Drang er in den fünf Jahren der Arbeit am Carlo's je bis in den Dunstkreis der Geschichte vor? Versucht hat er's. Ist aber stolz darauf, daß er weder von Franzosenhaß wider Philipp noch von Spantergroll wider Carlo's sich verletzen ließ; und empfiehlt den Lesern die Novelle, aus der er selbst geschöpft hat.

Einen Siderborn, dessen Stoff unserer Zunge süßlich schmeckt. Die „von Geschichte und von Liebe handelnde Novelle“, die im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts Abbé Saint-Real auf den Markt gebracht hatte. Prinzessin Elisabeth von Frankreich ist dem spanischen Infanten verlobt, wird aber von Philipp, dem die Königin gestorben ist, zu Ehe begehrt. Carlo's muß sie, mit den Fürsten von Parma und von Gboll, einholen, muß ihr bis ans

Ziel der Reise nah bleiben; empfindet tiefer noch als zuvor, was ihm genommen ward; bekennt seine Liebe, wird erhört, doch in den Schranken strenger Sittlichkeit gehalten. Widerstandlos läßt er sich in dumpfe, zu That nicht rüstige „Schwachheit und Melancholie“ gleiten und vereinsamt im Hofsprunk; zäumt, wenn er sprechen muß, nicht die Zunge und wird dem König und zugleich der Heiligen Inquisition verdächtig. Philipp scheidet von seiner zweiten Ehe und seiner Monarchie Lästigen auf die Hochschule von Alcala. Wilder Ritt, Sturz, Wunde, die das Leben zu gefährden scheint; letzter Gruß, den Posa, des Prinzen Freund, nach Madrid bringt, an die geliebte Königin. Die glaubt, einem Sterbenden zu schreiben, und dämpft ihr Gefühl nicht länger. Bald danach ist der durch das Glück seiner Liebe, durch das Heilkraut neu sprossender Hoffnung genesene Prinz wieder am Hof. Von zwei Seiten ballt sich Gewitter. Eboli's von Brunst und Ehrgeiz gekitzelte Frau sinni dem Prinzen, der ihren Leib nicht nahm, Rache; und Ruy Gomez, Fürst von Eboli, hat das Ohr des Königs. Flamische Edle beschwören, im Bund mit der Königin (die den Ungestümen entfernen und beschäftigen möchte), den Prinzen, das Amt des Statthalters in Flandern zu erbitten und die Provinzen vom Druck spanischer Eroberergewalt zu befreien. Elisabeth's freundschaftlich inniger Verkehr mit Posa, dem Boten drängender Liebe, wird von Mißtrauen bespät; und da der Malteser im Turnier für die Farben der Königin gefochten, gesiegt hat, läßt ihn der eifersüchtige König nachts, auf der Straße, meucheln. Nach Brüssel schickt er Alba, nicht den Infanten, der stehend um das Amt warb. Muß gegen diesen Vater, der ihm die Braut nahm, den Freund löstete, die Pforte zu wohlthätiger Arbeit verriegelt, sich der Arm des Sohnes nicht waffnen? Carlos will fort, das Haupt der Aufrührer werden, die dem Reich neuen Sonnenaufgang ersehnen, will sich Philipps Feinden verbünden. Die Wachsamkeit des Postmeisters Tagis entschleierte den Anschlag. Don Carlos wird verhaftet, der Inquisition ausgeliefert; durchschneidet im Bad sich die Adern und küßt mit dem letzten Blick noch das Bildniß, das ihm Elisabeth gab. Auch sie stirbt; und der Leser soll vermuthen, daß der König selbst oder, unter seines Auges Wink, ein eifernder Diener das Amt der Parze an sich gerissen habe. Die Fürstin Eboli aber, die den Sohn nicht zu halten vermochte, fängt im Neß ihrer Reize den Vater.

Im Buch der Geschichte (dem, freilich, blind zu trauen, das Spektakel unserer Zeit einbringlicher als je eins warn!) steht es anders. Philipp, der kleine, schwächig, doch fein gebaute Sohn Karls des Fünften, wird als Sechzehnjähriger Marien von Portugal vermählt, die ihm im zweiten Ehejahr den Knaben Carlos schenkt. (Vergesst nicht: in der Zeit des häuslich-politischen Haders mit dem zwanzigjährigen Sohn ist Philipp Achtunddreißig. Das erklärt die Eifersucht des Vaters, des Königs.) Nach Mariens Tod wird Königin Mary von England seine Frau. Als auch sie früh gestorben ist, wirbt er um die Hand der jungen Britin Elisabeth, die ihn aber nicht erhört. (Den Krieg gegen sie, in dessen Verlauf Spaniens Armada scheiterte, hat er erst dreißig Jahre danach geführt. Unser Historiendichter läßt den allein überlebenden Admiral Medina Sidonia von Carlos trösten, der zwei Jahrzehnte zuvor gestorben war.) Da steht der zwiefach Verwitwete ein Bildniß der Prinzessin Elisabeth von Valois, gegen deren französische Heimath er seit 1556 Krieg führt. Sie ist dem Infanten als Braut zugebacht; aber der König meint, besserer Abschluß als durch seine Hochzeit mit der Prinzessin könne dem Krieg nicht werden. Des schönen Mädchens Antlitz streichelt seinen Geschmack; und er beschließt (nach Brantömes hübschem Ausdruck) „unter dem Fuß des Sohnes das Lenzgras zu mähen und sich selbst, nicht einem Andern, die erste Wohlthat zu gewähren.“ Elisabeth wird, als Königin Isabella, seine dritte Frau, gebärt ihm die Infantin Klara Eugenie und stirbt nach kaum neunjähriger Ehe. Philipp vermählt sich noch einmal; an der Schwelle der Vierzig noch einmal einer dem Sohn einst zugesprochenen Prinzessin: der Oesterreicherin Anna, einer Tochter des zweiten Maximilian. Seine Wesensart ist in so verschiedenen Farben wie fast jedes königlichen Blutes gemalt worden. Das heute bekannteste Bild ist wohl das von dem Flamen Charles de Coster in seinem kräftig, manchmal rabelaisisch schönen „Menspiegel“ ausgestellte. Kaiser Karl findet, nach langem Suchen, den Sohn in einem nur von Lufenlicht erhellten Verschlag. Philippchen hat soeben den zierlich bebenden Leib einer indischen Aeffin über Holzscheiten langsam verbrannt. Das Thiergerippe ähnelt einer gewundenen, knolligen Wurzel; auf dem Mund ist noch blutiger Schaum, auf den Backenknochen die Spur von Thränen. In der Ecke lauert der schwarz gekleidete

Infant und lusch den Saft einer Citrone. Da er die Frage des Vaters stumm und regunglos hört, braust des Kaisers Zorn auf. „Seine Majestät riß ihm die Citrone aus der Hand, warf sie zu Boden, schlug ihn derb und der Sohn pinkelte vor Angst. Der Erzbischof aber, Philipps Erzieher, sprach zu dem Kaiser: „Seine Hoheit wird einst als Reherverbrenner hohen Ruhm erwerben.“ Der Kaiser lächelte und ließ den Infanten bei der Affenleiche allein. Aber es gab auch Andere, die nicht Affen waren und doch in den Flammen sterben mußten.“ Historie? Der Biame urtheilt über den Schänder von Vlaanderland. Philipp, sagt er, „hatte Marie von Portugal geheirathet, deren Güter er seinem spanischen Königreich eingliederte; in ihr zeugte er Don Carlos, den grausamen Narren. Aber er liebte seine Frau nicht, ließ sie, die an den Folgen der Geburt litt, oft allein, um Reher brennen zu sehen, und alle Damen und Herren des Hofes thatens ihm nach; so auch die Herzogin von Alba, die edle Wochenhüterin Mariens.“ Historie? Die Portugiesin ist am vierten Tag nach der Entbindung gestorben. Die haager Generalstände läßt der Biame urtheilen: „Philipp befahl seinen Schergen, dem Herzog Alba, Medina-Coeli, Requesens, und den verrätherischen Staats- und Provinzialräthen, unserm Land zur Aber zu lassen; befahl dem Don Juan (d'Austria, seinem Halbbruder) und Alexander Farnese, dem Prinzen von Parma, mit blutiger Strenge gegen uns vorzugehen. Den Herrn von Oranien that er in den Reichsbann, dang drei Mörder und wird ihm bald den vierten auf den Hals hehen. Auf unserer Erde baute er Burgen und Festungen; ließ lebende Männer verbrennen, lebende Frauen und Mädchen begraben: und erbt ihre Güter. Tötete seinen Sohn Carlos. Vergiftete den Prinzen von Alcoly, dessen Gattin Euphrasia von dem König schwanger war, damit des Prinzen Erbgut den Bastard bereichere. Uns ließ er, Alle, zu Verräthern stempeln, die des Lebens und der Habe verlustig seien. Drum, nach Recht und Gesetz, sei nun seiner Herrschaft Ende. Die Siegel des Königs wurden zerbrochen. Und die Sonne leuchtete über Meer und Erde, vergoldete die reifen Aehren, reife die Trauben und warf auf jede Woge Perlen, den Schmuck der Brau: Niederlands: der Freiheit.“ Von dem Johannes der Offenbarung, der Babylon die Große Hure, das Feindesvolk ruchlose Barbaren (Gog und Magog) schall, bis auf die pariser Butors-Roches

und die „Banditen“ Davids von Wales hat der von Kriegsnoth Gemarterte an dem noch Ueberlegenden nie ein gutes Haar gelassen. War Philipp ganz so einfarbig scheufällig oder nicht unwürdig des Rittersversuches, den Schiller wagte? Ein unfroh:er, von Priestern mönchisch erzogener Mensch ohne inneres, aus dem Gefühl einer edlen Seele aufstrahlendes Licht; zu klein für die Aufgabe, die ihm gestellt war, für die größere gar, die er, als das Werkzeug der in Pubertätwuth rasenden Kirche, als ein Werkzeug, das Haupt und Herr scheinen möchte, selbst sich stellt: deshalb vor jedem Auge in die Grimasse düsterer Majestät steif gereckt. Hinter dem Spaltermürrisch unnahbaren Dünkelis birgt scheu sich lungernde Sinnlichkeit, die vier Königinnen in Gier anfällt, dem Blick aber, der sie wohl allzu unköniglich, allzu menschlich fände, dicht verhängt wird. Dumm kann der König nicht gewesen sein, der Perez und Ruy Gomez, das Schwert Albas und den heillosigsten Verstand Granvelles, den Prinzen und die Prinzessin Margarete von Parma in seinen Dienst zog. Gewiß kein fahriger Tölpel. Unbestreitbar ist, daß er nur zerstört, durch Schrecken gebändigt, nie Fortzeugendes geschaffen hat; daß er an wüstem Strand einsam starb.

Carlos? Daß er „ein grausamer Narr“ (De Coster), hirnfrant, blödsinnig, wie Büdinger und Andere behaupten, war, ist nicht gewiß. Ein fränkender Knabe, den der Erzieher, der Humanist Honoratus de Juan, kaum zu zähmen vermag und der den finsternen Vater durch Trog, durch die Heftigkeit des Schwachen früh ärgert. Vielleicht quält ihn das Gefühl, das Schillers Vers andeutet: „Meine erste Handlung, als ich das Licht der Welt erblickte, war ein Muttermord.“ Da er vierzehn Jahre zählt, als Philipp den Ehebund mit Elisabeth knüpft, kann der Brautraub dem Knaben nicht Schicksal geworden sein; nur von freundlicher Achtung, die ihn der Stiefmutter verband, weiß die Geschichte. Zwei junge, in Freiheit langende Seelen mußten an diesem Hof sich finden. In Kameradschaft mit dem Oheim Johann von Oesterreich (Don Juan d' Austria) und dem Welter Farnese von Parma geht Carlos nach Alfala. Kehrt nach schwerer Krankheit heim. In der hoch ummauerten Enge des madriider Hoflebens wird das Verhältniß zum Vater von Mond zu Mond schlechter. Um in andere Luft zu kommen, erbittet Carlos das schon in die Wiege ihm zugesagte Amt des Statthalters in den Niederlanden. Nicht auch Vermäh-

lung mit Anna von Oesterreich? Noch nicht. Die Kronprinzenkrankheit, mißtrauische Wendung gegen alles unter dem Scepter des Waters Geschehnde, hilt sich in schleichendes Fieber schlummerlosen Grolls. Carlos ist fromm, in Ehrfurcht dem Papst unterthan, doch der Priesterherrschaft feind und ohne Glauben an die Seelenheilkraft der Ohrenbeichte, der ewigen Messen, des Rachegerichtes der Heiligen Inquisition. Diese Alba, Eboli, Espinosa wollen, Alle, nur sich, ihren Vortheil nur; und fehlen der Pflicht, die zu dem Rath zwänge, im Adel und in dem Patriziat der Städte, zu Haus und im Niederland, der Monarchie feste Stützen zu schaffen. Der zwelundzwanzigjährige Infant glaubt sich berufen, mit sanfter Fürstenhand den Aufruhr in den Niederlanden zu enden. Nein. Alba. Später, wenn der Vater selbst hingehet, wird, vielleicht, seine Gnade dem Sohn die Mitsahrt gestatten. Fürs Erste mag der Prinz in Madrid dem Staats- und Kriegsrath vorsitzen. Schon besann Philipp den Plan, die Thronfolge auf den Erzherzog Rudolf zu übertragen und Carlos auszuschließen. Der, hört er, plötzlich, von Juan (dem der Halbbruder, in dieser Entscheidungstunde, näher ist als der h'nd ihm vertrauende Nefle), will aus Spanien fliehen. In Bündniß mit den Feinden des Königreichs, der Kirche? In der letzten Stunde des achtzehnten Januar 1568 verhaftet Philipp selbst den Sohn; übergiebt ihn aber nicht dem Inquisitorengericht, sondern einem Untersuchungsausschuß, zu dem er Ruy Gomez, Eboli, den Cardinal Espinosa und den königlichen Rath Vrbieca de Munatones berufen hat. Sechs Monate und sechs Tage danach stirbt Carlos im Kerker. Tödet ihn die gehäuften Pein des Verfahrens? Gift, das Uebereifer der Höflinge ihm listig ins Mahl streut? Stirbt ein hohen Auffluges Föh'ger oder nur Einer, der von trotziger Wildheit den Schein der Größe borgte?

Die Nouvelle historique et galante des Abbé Saint-Real gab, bald nach ihrem Erscheinen, dem Piemontesen Vittorio Alfieri Anstoß und Stoß zu der Tragoedie „Filippo“. Der Gedanke, „den Menschen Philipp zu rechtfertigen“, konnte diesem Toifeind aller Gewaltherrschaft nicht nahen. Höret ihn, der 1769 in Berlin war, über Preußen und dessen König Friedrich reden. „Nach dem Eintritt in diesen Staat, der nur eine ungeheure Wachsstube ist, wuchs in mir der Haß auf das abscheuliche Soldatenhandwerk, die einzige, die verruchte Grundmauer aller Willkürgewalt. Muß die nicht da

entstehen, wo Tausende bezahlter Knechte ihr zu Gebot sind? Als ich dem König vorgestellt wurde, regte sich in mir nur die Wuth des Empörten; ich konnte diesen König weder achten noch gar bewundern. Er sprach die üblichen drei, vier Worte; ich bohrte, im Schein der Ehrfurcht, meinen Blick tief in sein Auge und dachte im Stillen dem Himmel, daß er mich bewahrt hat, als Sklave dieses Menschen geboren zu werden. Mit dem ihr gebührenden Zorn und Ekel schied ich aus der preußischen Massenkaserne. \* In der Lesfing doch Zellheim, Paul Werner und Just gesehen, aus der ernicht Sansfouci, sondern das italische Guastalla als Sädte tüchtiger Sy anwei und gewissenlos opfernder Wollust erblickt hatte. „Noch jetzt, nach Jahren, regt die Erinnerung an Preußens Soldaten-einerlei (perpetui soldati) mich in die Wuth auf, die ihr Anblick mich fühlen ließ,“ Rußland ist ihm ein Aflatenlager; er will der Kaiserin Katharina, der Freundin pariser Encyclopädisten, nicht vorgestellt sein. „Diese unnöthige Widerspänstigkeit kann ich mir selbst nur aus der unbeugsamen, unduldsamen Starrheit meines Charakters und aus dessen abstraktem Tyrannenhaf erklären. Unter dieser philosophirenden Altyämnestra (Katharina hatte die Ermordung ihres Mannes angestiftet) sah ich das Volk in tiefster Knechtschaft; am Thron von Petersburg die verdamnte Soldatenbrut noch mächtiger als am Berliner; seitdem verfluche ich diese gekrönten Verbrecher, verachte und verwünsche Preußen, Rußen und Alle, die sich für Menschen ausgeben und geduldiger doch als Vieh von ihrem Schinder Mißhandlung hinnehmen.“ Auf der Rückreise, auf der Fahrt über das Schlachtfeld bei Zornsdorf, wird ihm offenbar, „daß die Sklaven nur geboren wurden, der Erde einst Dünger zu werden; traurig, aber wahr“. Erst in Göttingen wird er ein Bißchen munter; sieht auf seinem Weg ein Eielsfällen und notirt: „Daß im Bereich einer so berühmten Hochschule ein italischer mit einem deutschen Ekel zusammentraf, hätte mich zu einem lustigen Hohngedicht gereizt, wenn ich nicht so unfähig geworden wäre, Etwas zu schreiben“. In Madrid will er den feierlichen Gruftpomp des Esturials, das Schloß, den König nicht sehen; nur die schönen Frauen („wobei ich, mit Erfolg, mich mühte, die tugendhaften überall zu meiden“). Wie im Zerrspiegel solchen Despotenhaffes König Philipp aus sehen mußte, ist leicht zu ahnen.

Weil Alfieri's Tragoedie (öfier, scheint mir, als Watson's Ge-



(Schichtbuch) ein Schöpsborn Schillers wurde, müssen wir diesen Philippo betrachten. „Beklagenswerth bin ich! Nur Thränen sind Erquickung.“ Mit diesem Aufschrei eröffnet die Königin, die hier, richtig, Isabella heißt, das Spiel. Der Monolog waltet durch das Bekenntniß ihrer Liebe zu dem Stiefsohn. Der eilt herbei; hört aber als Antwort auf die Schwüre seiner Leidenschaft nur die Berufung auf Ehepflicht, die dem Ohr den Einlaß so freudiger Worte verbietet. Perez, wie Posa Staatsmann und Jugendfreund des Infanten, empfängt von Carlos zuerst die Warnung, hier, im Wehkreis des „Königs-Götzen“, das Freundschaftsgefühl für den Gehehmten je zu erwähnen. Doch am Schluß der Scene, des Actes preist Carlos das Glück solcher Freundschaft, das ein Philipp nie gekannt habe, nie kennen werde. (Schiller, der seinen Knaben Carl Arm in Arm mit Posa das Jahrhundert in die Schranken fordern läßt, könnte von dieser Stelle angeregt worden sein, den Freund des Sohnes auch in die Freundschaft des Vaters einzulassen.) Philipp wird schon von Eifersucht gepeinigt und befiehlt seinem Vertrauten Ruy Gomez, mit allem Aufgebot seiner Spähkunst jede Regung im Anliß der Königin zu bewachen, die der Mann sogleich mit Verhör überfallen werde. „Liebst oder hassst Du meinen Sohn?“ Ihre Liebe sei gewiß im Empfindenston der des Vaters gleich. Ob sie wisse, daß er des Einverständnisses mit den niederländischen Rebellen überführt sei; und welche Strafe sie solchem Verbrechen angemessen dünke. Die von Entsetzen gelähmte Frau strafft sich schnell in den Rath, selbst, ohne Säumniß, den Sohn zu hören. Der tritt, arglos, offen, vor den Vater; schmeichelt ihm auch ein Bißchen durch das Bekenntniß seines Glaubens an Philipps mitleidiges Menschengefühl; und wird von dem armsälligen Heuchler mit dem Befehl entlassen, fortan die Königin oft zu sehen und ihrer klugen Lehre zu lauschen. Gomez, der stumme Zeuge des Einzel- und des Kreuzverhörs, hat keinen Zweifel mehr an der Doppelschuld; und fest ist in Philipp nun der Entschluß zu erbarmungsloser Rache. Vor dem Staatsrath klagt er, in einer Rede, die schwer sich dem schluchzenden Vaterherzen zu entringen scheint, Don Carlos versuchten Watermordes, Königsmordes an; nachts sei er, mit nacktem Dolch, an Philipps Lager ertappt worden. Obendrein (diesen Theil der Anklage vertritt Gomez) der Begünstigung des flandrischen Aufruhrs schuldig. Genüßig? Nein: auch den Ge-

richtshof der Heiligen Inquisition bekämpft, mißachtet dieser Knabe. Nur ein Vertheidiger sieht ihm in diesem Staatsrath: Antonio Perez. Dessen Beredsamkeit spricht sanft dem Vater das Recht ab, den Sohn zu verdammen, zu töten; heischt die Vernehmung des Prinzen; und zwingt die Majestät, sich in neue Heuchelei zu erniedern. In Einem, winselt Philipp, „in einem Einzigen finde ich Erbarmen und darf dem Trieb des Vaterherzens folgen. Mein Reich mag fallen, mit ihm ich selbst: wenn nur der Sohn gerettet wird! Ich spreche ihn frei.“ Als er allein ist, dampft aus der Wuth des von eines Unterthanen Zunge in Rückzug Gepeitschten etwas der Ehrfurcht vor Mannesmuth Uehnliches auf. „Welcher Stolz glüht in diesem Perez! So viel hat er zu wagen sich erdreiste? Und solch ein Mensch lebt hier? (Schiller: „Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bei Gott! Diesen Stolz ertrag' ich nicht. Ich habe solch einen Menschen nie gesehen.“) Der italiische Carlos wird, wie der deutsche, das Opfer mißverständener Botschaft; er sucht im Finsternen eine Kammerfrau, die ihm in Isabella's Auftrag berichten soll, und stößt auf den von seiner Leibwache umringten König. Neue Bezihtigung versuchten Watermordes. Verhaftung. („Stets war der Kerker, auf jede freie Rede, die Antwort gekrönter Tyranei.“) Da der im Dunkel überraschte Prinz den Degen gezogen hat (Schiller: „Das Schwert gezückt auf Deinen Vater? Königsmord!“), ist seines Trachtens Absicht über jeden Zweifel gehoben. Die Königin möchte ihm in Flucht helfen; sie läßt sich von Gomez umgarnen und die Thür des Kerkers aufthun. Letztes Lebenswohl der Liebenden. Alfieri's Carlos: „Dämme die Thränen, Isabella; trockenen Auges mußt Du die Kunde meines Todes hören. Gehe nun. Ich brauche meine ganze Kraft in dieser Stunde, die mir mit Todverhängniß naht.“ Alfieri's Philipp: „Sie ist genant.“ Schiller's Carlos: „Es ist vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen geläutert. Keine sterbliche Begierde theilt diesen Busen mehr. Eine kurze Nacht hat meiner Jahre trägen Lauf besüßelt, frühzeitig mich zum Mann gereift. Von nun an, will ich, sei nichts Heimliches mehr unter uns. Dieß hier sei mein letzter Betrug!“ Schiller's Philipp: „Es ist Dein letzter!“ Bis in die „Pointe“ des Schlußwortes ist die Nachwirkung des Italiers fühlbar.) Der König tobt sich zuerst in Schmähsreden aus und läßt dem Sohn dann die Wahl, durch Gift oder vom Stich des Dolches zu sterben, der in-

zwischen dem edlen Perez gemeuchelt hat. Carlos wählt den Mäner-tod durch Stahl, auch die Königin, deren Lebensqual Philipp schlürfen wollte, ersücht sich und der Tyrann, dem Gomez Gift und Dorsch servirt hat, stolpert aus wollüstiger Freude über den Sieg seiner Rachsucht in die Frage: „Ward ich dadurch glücklich?“ Gomez soll die That verschweigen; sich das Leben und des Königs guten Namen retten. Dem Hof lügt man leicht ja was vor. Schluß.

Dieser Lumpenkönig Filippo trägt ein noch schmierigeres Flickkleid als Shakespeares Schächer Claudius; ist, in seinem Kastilien, dem Spanierschritt des mageren Kleppers Staatsrathson noch ferner als der Tückebold, den, im Nachtrag französischer Romantik, Delavigne Ludwig den Elften nannte. Eifersucht, die in sich schwelt, nicht über der Gluth heiligender Leidenschaft brodelst, ist, als violence à froid, unerspriechlich; und das Schauspiel eines, der nichts als Scheusal sein kann und will, langweilt das Auge des Betrachters. Erst die Kenntniß dieses Filippo läßt uns Schillers Wunsch verstehen, „durch den herrschenden Genius seiner Zeit den Menschen Philipp zu rechtfertigen“. Den Genius und den Menschen hätte Alfieri, vielleicht, anders gesehen, wenn das Drama später in ihm gekernt oder gereift wäre: als der Tyrannenhasser schon ein blinder Verächter der Revolution geworden war. Er sitzt 1789 in Paris, bereitet die sechsbändige Ausgabe seiner Tragoedien (bei Didot), den Druck der Schriften „Von Tyrannennmacht“ und „Fürst und Wissenschaft“ (beim fehler Beaumarchais), besingt den Fall der Bastille in einer Ode, zittert aber, seit die Generalstände einberufen sind und jeder Tag neuen Sturm bringt, für die Krönung seines Herausgebermühens. „Soll ich, nach solcher Anstrengung, so hohem Kostenaufwand, nicht vor dem Hofen scheitern? Könnte ich nur aus diesem Haus unheilbar Irren fliehen!“ Nach zwei Jahren gelingt's. Doch er muß, aus England, in die Jakobinerstadt zurückkehren und wird, im August 1792, beim zweiten Fluchtversuch mit einer wiedergefundenen Liebsten an der Stadtgrenze aufgehalten. „Aus einer Kneipe stürzten dreißig nackte, besoffen rasende Henkersknechte, umzingelten unseren Wagen, pufften den Kutscher, gröhlten, wir seien Uebelige, reiche Spitzhuben, die man aus Stadtthaus schleppen, vor Gericht stellen müsse. Erst nach einer halben Stunde, in der ich meine Fassung bewahrte, wurde das Geheul der Uffentliger matter.“ Das Erste,

was er nach diesem Erlebniß schreibt, ist: eine Vertheidigung des sechzehnten Louis von Frankreich (neben dem Friedrich von Preußen doch wohl ansehnlich ist). Drei Jahre vor seinem Tod regte sich das Bedürfniß, den Meinungspsalt, wärs auch nur für den Biographen, zu vermörteln. Nie, schreibt er, „war ich Royalist; bins auch heute nicht. Nur gegen Verwechslung mit dem pariser Gesindel muß ich mich wehren. Ihre Republik ist nicht meine und ich bin in jedem Wesenszug, was sie in keinem sind.“ Was ist er? Ein Posa, der seinem Ideal das Jahrhundert nicht reif fand? Ein reichlich mit Könnererbe begabter Poet, der mit dem Freiheitbegriff nur spielte, wie sein Nachbar mit den Kleinodien der Macht?

Schiller war Ahn, nur in Ermüdungszustand Erbe; und seine um die Pole der Freiheit und der Freude, die schönsten Funken von Menschheit und Gottheit, kreisende Seele hätte mit so heilig ernstem Begriff niemals gespielt. Da, berg hatte ihm, schon nach der zweiten mannheimer Aufführung der „Räuber“, den Stoff empfohlen; und der Eifer des in Bescheidenheit jungen Dichters hat sich, auf seine besondere Weise, um den Einblick in Wesen und „Statistik“ Hispaniens geplagt. Seltsam, daß er, wie Alfieri, an dem noch im bauerbacher Entwurf skizzirten Abenteurerkopf Juans bald vorbeisah, den eine (jüdische?) Zufallsliebste in Regensburg Kari dem Fünften geboren hatte und dessen launisch blitzende Kühnheit so viel unternahm (schließlich gar den Versuch, Maria Stuart aus dem englischen Kerker zu befreien und mit ihrer Hand eine Krone zu erlangen). Seltsam auch, daß er einem kaum dem von Romantikeraussschwelung matt gewordenen Lender treib eines Victor Hugo zuzutrauenden Frauenzimmer, das der Mannheit des Königs den Schoß öffnet, der Jugend des Prinzen ihn mit unappetitlichem Drängen anbietet, obendrein lügt, stiehlt, Magdalareue mimi, den erlauchten Namen der Fürstin Eboli gab, die ihrem Ruh Gomez, als treue Gattin, zehn Kinder gebar und als Witwe erst, weil ihre in zierlichen Körper geschränkte Macht such neue Wirkensmöglichkeiten ersehnte, mit dem Rest ihres Weibtrezes den liberal vernünftigen Minister Antonio Perez förderte. Doch Schillers erster Blick in die Welt des Abbé- Novellisten (der, selber, nicht dem Prevost der unsterblichen Manon gleich) hafete nur an vier Gestalten: König, Königin, Carlos, Alba. Die sollten seine „Hauptfiguren“ werden. Alba wird rasch so fahl wie irgendein

Wortwütherich der Parisertragoedie. Erster Akt: „So'ang ein Herz an diesen Panzer schlägt, mag sich Don Philipp ruhig sch'affen legen. Wie Gottes Cherub vor dem Paradies steht Herzog Alba vor dem Thron.“ Rühmt Alba sich just seines Herzens? Darf er, in dessen Wächterhut Don Philipp vergebens Schlaf sucht, seine dürre Unterthanschaft an diesem frömmsten Hof bis in Erzensgolds glorie strecken? Zweiter Akt: „Viel leichter ist's, Monarchen fortzupflanzen als Monarchien, die Welt mit einem König zu versorgen als Könige mit einer Welt. Wie sanft mag's auf dem weichen Kissen unserer Siege sich schlafen lassen! An der Krone funkeln die Perlen, nur freilich nicht die Wunden, mit denen sie erungen wurden. Dies Schwert schrieb fremden Völkern spanische Gesetze, es blühte dem H. Kreuzigten voran und zeichnete dem Samenorn des Glaubens auf diesem Welttheil blutige Furchen vor: Gott richtete im Himmel, ich auf Erden.“ Das hat Klangwucht, düstere Inbrunst, den Uthem eines Tilly; nur, leider, auch das unverzeihliche, unverjährbare Gebrechen der Schillermenscheit: es sagt über den Sprecher aus, was aus dessen Handeln dem Hörer, dem Zuschauer einleuchten mußte; giebt, wo Gestaltung weiden mußte, „Ersah“: Erzählung, Selbstanzeige, Dichtersurtheil. Alba schrumpft früh in ein Zwittergemengsel von confident und intrigant. (Der Vergleich dieses höhlängigen Toledoaners mit dem goethischen, auch der Staatsgespräche in „Egmont“ und „Carlos“ lehrt klarer als jeder andere die Wesensverschiedenheit des genialen Künstlers vom gewaltig begabten erkennen.) Auch die Königin wandelt sich allgemach; aus dem „pariser Mädchen von Laune und Geblüt“, das der erste Entwurf andeutet, wird eine feierlich schreitende, von Wehmuth und deutscher Empfinderei angekränkte Dame, die von französischer Hofart, von dem Erbsaft der Valois keinen Blutstropfen mehr hat. Immerhin bleibt sie das weiblichste, dem Lebensbild ähnlichste Geschöpf, das vom Odem des jungen Schiller, vielleicht aus seiner Vorstellung vom Weh und Ach Charlottens von Kalb, wurde. (Und ein freundlicher Zufall fügt, daß diese beste Gestalt des Dramas auch im Deutschen Theater die beste Darstellung fand. Frau Heims ist die schöne, unverzerrt deutsche Königin, die ohne Ueberschwang zärtliche Mutter; und um ihre in edlen Zorn ausgebaumte Frauenwürde weht ein Duft von Herzensreinheit, den der Dichter Amalens, Leonorens, Luifens nicht

zu schaffen vermocht hat.) Carlos soll, nach Schillers Brief aus Bauerbach, „von Hamlet die Seele, von Leisewitzens Julius von Tarent Blut und Nerven, von mir den Puls haben.“ (Nur diesen Puls, des leidlich gesunden, nicht moorisch siebernden Schiller, hat der für die Darstellung des „deutschen Jünglings“ gut gerüstete Spieler, Herr Hartmann, der nicht mehr scheinen will, als er ist; herb rebliche Jugend, der alles hamletisch Fristrende sterneweit ist und von der nur der sonderbarste Schwärmer Menschheitlöfung, nur er des spanischen Weltreiches neuen Morgen erhoffen könnte. Der in tiefster Tragik nie ganz heimische Kalnz gab dieser schwankenden Gestalt die lässig noble Haltung des Kastilierprinzen, der aus Gefühlsbrunst in wilder Grazie aufslackert, und eine leicht ermattende Selbstigkeit. Wo Spielfunst einmal schöpferisch war, mühte mehr ins Erbgut der Bühne gerettet werden.) Von Carl trägt den prächtigsten Wortmantel, der dem Sprachgenie unseres Dichters jemals gelang; doch drunter ein kleines, im Sinn des Selenarztes „infant les“ Herz, dem wir den Aufschwung in die letzte Verheißung, in das Vermächtniß an seine Königin nicht lange zutrauen. Ihn hat die Krankheit des Dramas geknickt, dessen handelndes, loderndes Hirn er sein sollte.

• Denn dieses Drama ist, eben als „Dramatisches Gedicht“, spottischlecht; ist im Kern so krank, daß wir heute, wie auf ein Erzeugniß des Kriegsirrsinnes, auf die Majestät lästernden Worte Wagners blicken, der das brüchige, drum vielfach gekittete Werk über Shakespeares stellt. „Die vom Carlosdichter beschrittene Sphäre des Erhabenen hatte sich dem Blick des großen Briten noch nicht eröffnet“; dessen Carlos Heinz heißt (vergleicht) und dessen Genius in aller Größe Menschlichkeit suchte, in aller Menschlichkeit Größe fand. Schiller verstieg sich nicht auf solchen Leuchthurm am Meer des Unsinnes. Schon in der Rheinischen Thalia hat er, seufzend, bekannt, daß aus dem Bruchstück nie ein „Theaterstück“ werden könne. Später nennt er das Gedicht „überladen“ und stöhnt, „er habe sich zu lange mit ihm getragen“. „Die ersten Akte erregen andere Erwartungen, als ich in den letzten erfülle. Carlos war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem anderen Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich

zu dem vierten und fünften Akt ein ganz anderes Herz mitbrachte. Über die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustößen: ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, wie ich konnte.“ Was drauß geworden ist, würde ehrsicherlicher (also gerechter) Prüfung, auch ohne Kenntniß des Ursprunges aus dem Märgewebe Saint-Real's, ein „dramatisirter Roman“ scheinen. Daß es „so spannend wie ein verwickelter Roman“ sei, hat der italische Kritiker Ugoni früh gesagt. Und wie „verwickelt“ ist dieser Roman; wie unentwirrbar verflucht das Gesträhn seiner Motive, wie unwürdig des großen Gegenstandes deren erbärmliche Kleinheit. Prinzessin Eboli stiehlt einen Brief, Carlos raubt einen, der Oberpostmeister fängt einen auf, der König läßt den Schreibtsch seiner Frau erbrechen: ohne solchen Kram der Requisitenraube läme die Handlung nicht vorwärts. Zwölf lange (durchaus lesenswerthe), Briefe über Don Carlos: um zu erklären, was sich selbst nicht erklären kann. Fünf Jahre Arbeit: und Fehl, von dem nur sächliche Hast entschuldigen könnte. Ein Beispiel. Carlos bewahrt Briefe, die ihm, ein dickes Bündel, Elisabeth schrieb; trägt die ihm liebsten stets auf dem Herzen. Muß also die Handschrift der Königin kennen. Als ihm ein Edelknabe den Brief der Eboli bringt (die, natürlich, ihre Schrift um keinen Preis verstellen hätte) und seine hungernde Liebe hofft, die zu Zwiesprache rufende Post komme von Philipps Frau, raunt er dem Knaben zu: „Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen; ich muß Dir glauben, wenn Du schwören kannst.“ Dem Ruf der Prinzessin wäre er niemals gefolgt; die ganze Intrigue (so muß man's nennen), die das Drama in Gang bringt, wäre also nicht möglich geworden, wenn der Prinz nicht, plötzlich, die Schriftzüge, die er tausendmal in sich sog, vergessen hätte. Das Gedicht ist nicht nur so überlang, daß erst schmählisches Prokrustesmühen es in die Dauer eines Theaterabends einrenten kann; ist auch, von vielem Gesädel, so wirr, daß nüchterner Inhaltsbericht es in gefährliche Nähe des Troubadourtextes brächte. Den aber verpült, begräbt, überjubelt, überschluckt die Fülle der Melodie, die ihn getränkt hat. Und so süßlichen Reichthum, so üppig bunte Sönemeisterschaft hat, in Alfieri's Gelände leichter als anderswo, auch der zuvor in Gräbelei und Abstrak-

tion neigende Schwabe erworben. Daraus wird der unbertwelfliche Zauber feines Gedichtes. Nicht aus den Firnen nur blüht er auf; noch die Thalfohle beglänzt er mit Strahlenwunder. „Laß nie die Eitelkeit zu Winten Dich verführen, wie gnädig der Infant D:r sei. Du kannst nicht schwerer fündigen, mein Sohn, als wenn Du mir gefällst. Was Du mir künftlg zu hinterbringen hast, sprich es nie mit Silben auß, vertrau es nie den Lippen; den allgemelner Fahrweg der Gedanken betrete Deine Zeitung nicht! Du sprichst mit D:inen Wimperrn, D:inem Zelfinger; ich höre Dir mit Blicken zu. Die Lust, das Licht um uns ist Philipps Kreatur; die tauben Wände stehn in seinem Solde.“ Carlos zum Pagen. Nie hätte der in spanische Lebensart erzogene König von morgen zu einem Knecht, einem Kind so gesprochen. Nie aber war, vor den langen Wehen dieses Werkes, durch deutsches Land Melpomene in so kunstvoll gewebtem, so prächtig besticktem Kleide geschritten.

Und unter dem Pompklopp! der Puls des edelsten Menschen, athmet die Seele des „heiligen Mannes“, vor dessen entfleischtem Schädel noch Goeth: andächtig, wie vor Monstranz, stand. Die Seele eines, der die Glocke der Zeit zu werden, Todes hinauszuläuten, Leben zu wecken, mit dem reinen Urstoff seines klingenden Wesens Blizesdrehung zu bannen vermochte. Das Drama ist in den Jahren von 1782 bis 87 entstanden; vor den ersten dumpfen Donnern der Französifchen Revolution. Ein Jahrzehnt fast vor Kant's Schrift „Zum ewigen Frieden“. In diesem „Philosophifchen Entwurf“ findet Ihr die Sätze: „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden ist. Es soll kein für sich bestehender Staat, klein oder groß, von einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. Ein Staat ist nämlich nicht eine Habe; er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders als er selbst zu gebieten und zu disponiren hat. Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören; denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen, und reizen diese an, in Menge der gerüsteten, die keine Grenze kennen, einander zu übertreffen. Der Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines Anderen läßt sich nicht mit dem Recht der Menschheit ver-



einen. Die bürgerliche Verfassung soll in jedem Staat republikanisch sein. Wo sie es nicht, wo das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, wird er ihn, wie eine Art von Lustpartie, aus unbedeutenden Ursachen beschließen. Dankfeste, die während des Krieges einen erfochtenen Sieg feiern, die Hymnen, die (auf gut Israelitisch) dem Herrn der Heerschaaren gesungen werden, stehen mit der moralischen Idee des Waters der Menschen in starkem Kontrast, weil sie außer der Gleichgiltigkeit wegen der Art, wie Völker ihr Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viele Menschen oder ihr Glück vernichtet zu haben. Staaten müssen, aus dem geschlossenen Zustand, der lauter Krieg enthält, herauszukommen, eben so wie einzelne Menschen ihre wilde (geschlossene) Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen Völkerstaat bilden, der zuletzt alle Völker der Erde befallen würde.\* Brangt hier nicht Vosas Reich? Spricht Immanuel, da er Achtung vor Menschenwürde und Weltbürgerrecht fordert, nicht, im kältesten Preußen, mit des Gelehrten Zunge aus, was der heiße Athem des Maltesers als das Ideal des neuen Jahrhunderts wie Feuerlöcke in Philipps Hirn wirbelte?

Das fühne Traumbild eines neuen Staates. „Ich liebe die Menschheit; und in Monarchien darf ich Niemand lieben als mich selbst. Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit, die Sie uns prägen, auszustreuen. O Schade, daß, in seinem Blut gewälzt, das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist des Opferers ein Loblied anzustimmen! Sanftere Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten; die bringen mildere Weisheit: Bürgerglück wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln, der karge Staat mit seinen Kindern geizen und die Nothwendigkeit wird menschlich sein. Geben Sie die unnatürliche Vergötterung auf, die uns vernichtet. Sehen Sie sich um in seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit ist sie gegründet: und wie reich ist sie durch Freiheit! Stellen Sie der Menschheit verlorenen Adel wieder her! Der Bürger sei wiederum, was er zuvor gewesen; ihn binde keine Pflicht als seiner Brüder gleich ehrwürdige Rechte.“ Das Traumbild eines Staates, dessen Ruppel sich über andächtiger Erkenntniß der Menschenwürde wölbt. Und Der es, im dunklen Spanien, in den Wunderfarben eines

Wortkrois vor das schlummerlose Auge dieses Königs, des Kirchenknechtes zu malen wagt, soll nicht selbst als ein weltferner Träumer, ein schwärmender Knabe Rodrigo vor unserem Blick stehen. Posa ist Pair von Spanien und in Ritterskampfe oft bewährt; hat schon als Achtzehnjähriger die Malfeserburg Sanct Elmo gegen Solimans Schaar gehalten; in Katalonien, später, einen Verschwörerplan erwittert und die Provinz der Krone gerettet; ist reich, also auch äußerlich frei; „ein Philosoph, ein größerer Fürst in seinem Reich als König Philipp auf dem Thron.“ Staatsmann und Krieger. (Herr Moissi, der heute der echteste Carlos wäre, der glaubhafteste Philipp sein könnte, läßt sich durch die Häufung der Ruhmestitel nicht bekümmern; giebt seinem Posa das Anlich des leidenden Schiller, die Haltung eines vorrafaelischen Heilands, auch den süßen Violaton, den wir von solcher Lippe erwarten; ist weder Staatsmann noch Ritter; holt aus der Kehle nicht das Floret, dessen biegsame Klinge die Diplomaten Erzählung von Mirandola in die heiße Parflust malen mußte, aus der Brust kein Schwert, niemals die Keule, die den König zwischen Streichelworten zermalmt. Der seine Künstler, dessen freier Wille, weil Deutschlands Sache ihm gerecht schien, das Graus des Krieges auf einen zarten Körper lud und dessen romanisch edle Kunstmittel das Erlebnis noch tiefer durchseelt hat, formt, wie sein großer Landsmann Rossi einst Romeo, Macbeth, Othello, Lear, nicht aus überleserten, in Drillanstalten gespeicherten Meinungen, nicht nach Nothwinden des Dichters, sondern nur aus dem von der Handlung gelieferten Stoff: und nach seinem klärlcht wirren Handeln mußte man Posa für den unklügsten, weltlicher Dinge unkundigsten Träumer halten.) Schiller hebt den „Kammerjunker“ des ersten Entwurfes auf den vom dreifachen Licht der Weisheit, des Kriegerruhmes, des Reichthumes glühenden Thron: und fordert dann wieder „Kredit“; fordert, daß der Betrachter, der Hörer an diese Ehrensülle glaube. Sit aber, ist vor den Säertagen des „Wallenstein“ und „Demetrius“ kaum jemals Mann genug, um in den herrlichen Mantel des Herzens parhos, der Gedanken prikt einen Menschen zu zeugen. Auch Philipp ist nur das mühsam gegoffene Abbild der Knabenvorstellung von dem schmelzenden, aus gefährlicher Gluth in Starrheit zurückstehenden, aus Schauder unter die Kirchenruhe gebuckten Despoten. (Herr Wegener, der allzu

w'lig jetzt der Doppelneigung in bequeme Virtuosität und in filmhaft billige Grotteske nachgiebt und rasch in die Bescheidenheit der Natur, in den klugen Ernst seiner Bühnenkultur sich schanzen muß, macht den König so alt, selbstlich so widrig, daß der Gedanke an diese Lagergemeinschaft Elisabeth seelisch erniedert; zerrt ihn aus der Fassade der unsicher in Düsterniß bangenden Majestät in den Sumpf, wo verschmizte Krötenstimmen den moosigen Bauch und die Triefäuglein ihres Pfuhsapstes umquaken; und entkatholisirt den unsinnlich, nicht unheimlich Wierschrötigen so ins Tatarisch-Vernünftige, daß der Wehrauchkreis, in den Herr Reinhardt das Werk bannen wollte, nur in pudig gezackten Wölfchen noch wirksam wird.) Völlig gelungen ist Philipp, so lange er, wie der Wallenstein des Piccoloministückes, nur das lönnende, schreitende Wappenschild eines Historiennamens sein soll. Sehenswerth noch der im Elbschimmer erhabener Einsamkeit stehende Weltreichbefehrer. Daß den König, der nicht seinen Alaba, nicht einmal Domingos Frage meistert, nur Eifersucht auf die Birsch nach „einem Menschen, einem Freund“ treibt, schmälert schon seinen Nimbus. Den dann die majestätische Wallung vor dem Schmerz des Admirals wieder weilet. Der aber in Wortnebelstreif verbleicht, seit der von Po'a Aufgepeitschte den Schweif des großen Gesprächs in den Stank des Gehäuselends krümmt. Was danach kommt, ist: derb gepacktes, derb packendes Theater. Echtestes Schillertheater der Austritt mit dem Großinquisitor. Der tobt, weil der Malteser gemordet, nicht dem Hellenen Gerichtshof ausgeliefert wurde. „Spielt man so mit uns? Wenn sich die Majestät zur Fehlerin erniedrigt, was wird mit uns? Durch uns zu sterben, war er da. Wir sind bestohlen und Sie haben nichts als blutige Hände. Muß ich die Elemente der Monarchenkunst mit meinem grauen Schüler überhören? Ich gab zwei Könige dem spanischen Thron und hoffte, ein fest gegründet Werk zu hinterlassen. Verloren seh ich meines Lebens Frucht: Don Philipp selbsterschütterte mein Gebäude.“ Wie ein ungemein begabter Hochschüler sich einen Torquemada denkt. Wenn der König zaudert, den eigenen Sohn in den Schellerbrand zu schicken: was wird der furchtbare Greis des Studententraumes antworten? „Die ewige Gerechtigkeit sühnen, starb an dem Holze Gottes Sohn.“ Zu Dem spricht Dostojewskij's Großinquisitor, auch ein revenant aus dem

sechzehnten Jahrhundert: „Morgen werde ich Dich als den ärgsten aller Ketzer verbrennen lassen und gierig wird das selbe Volk, das heute noch Deine Füße geküßt hat, die Gluth schüren, weil mein Wink es besteht. Weißt Du nicht, daß nach Jahren, Jahrhunderten die Wissenschaft der Menschheit verländen wird, auf dieser Erde gebe es nicht Verbrechen, nicht Sünde, nur Hunger, Tugend aber sei nur von Satten zu fordern? Ahnst Du nicht, daß sie diese Losung auf ihre Fahnen schreiben und in wildem Vorstoß Deinen Tempel stürzen werden? Doch nie, so lange sie ‚frei‘ bleiben, wird Wissenschaft ihnen Brot geben; und am Ende werden sie ihre Freiheit unter unsere Füße legen und stehen: ‚Knechtel, nur sättiget uns!‘ Nicht in Dir, werden sie rufen, sei Wahrheit; denn schlimmere Qual und Wirrniß sei nicht denkbar, als noch Deinem Heimgang den Menschen umstrickte. Wen hobst Du bis auf Deine Höhe? Antworte, nach fünfzehn Jahrhunderten, selbst auf die Frage. Der Mensch ist kleiner, ist viel schwächer, als Du wähtest. Wir, die Häupter Deiner Kirche, haben Dein Werk verbessert: haben es auf Wandel, Geheimniß, Autorität gestützt. Weil wir die Menschen lieben, erkannten wir ihre Schwachheit, leichterten ihre Bürde, erließen ihnen sogar die Sünden. Und nun kehrst Du zurück, uns zu stören? Auf den Scheiterhaufen!“ Des Hellands Antwort: ein Ruf auf die bleiche Lyone des Neunzigers. Der entriegelt die Thür des Kerkers. „Geh! Und nie kehre, niemals zurück!“

Das schallt aus Firnvision, in die kein Kohurn unseren Dichter rechte. Doch so rührend rein ist sein Herz, so heilig der Geist seines Wollens, daß die Pflicht selbst, auf die Grenzen seines Kunstbezirks zu weisen, zuletzt, immer wieder, von frommer Bewunderung überwachsen wird. Willst Du den Bambino der Siginischen Jungfrau schelten, weil in dem Strahl seines Kindesblicks, auf den flaumig glatten Flächen seiner Wangen nicht die Spur des Erderlebnisses, nicht die Würde der Lebensmeisterung haftet, von deren Gnaden Rembrandts hagerer, fehler Jesus die Krone trägt? Könntest Du die zu Gestaltung untüchtige, itarisch verwegene, in flecklos lichtem Gefieder schwindelfreie Jugend Schillers aus Deiner Welt wegdanken? Noch in Deinem Pöhlen über Kindlichkeit ist Abglanz von Religion. Alles wird dem innig Geliebten verziehen, aus dessen Drang in Menschenliebe Schöpfung ward. Gern auch Historiennummerel und überlaut betonte Tendenz. Carlos, der selbst, damit das Drama von eigener Uthem-

kraft lebe, der Streiter für Dentfreiheit sein müßte, wird eine von Fächchen bewegte Puppe, Posa ein Deunkulus, ein durch Chemie und Mechanik geschaffener Gott: und noch in dem lächelnden Bild auf dieses menschenferne All leuchtet Gebet. „Nichts weniger als ein politisches Stück“ sollte das Carlosdrama werden. Sein in Politik, hoch hinauf, langender Inhalt aber rettete ihm das von Schwindsucht bedräute Leben. Nach steht, nach „Nathan“ und vor „Iphigene“ (die das Deutsche Theater uns schuldet), auf dem Schaugerüst, auf der Kanzel der „moralischen Anstalt“ der größte Gegenstand äußeren Menschenwesens. Durch steife Paraphrasen glüht, von Holzstößen lodert die Frage nach der Möglichkeit, Bürgerfreiheit, Staatsmacht, Menschenwürde in Einheit zu schmelzen. Nahrhafter, an kräftigenden Kalorien reicher als die dicken Wortbrocken, mit denen die Franzosennummerel der „Jungfrau“ den Nationaldünkel mästen will, ist uns die Antwort auf diese heute glühende, morgen lodernde Frage; ehrwürdiger als der Patriot mit dem Goldpallasch und zugleich, dennoch, näher der Rousseauschüler und Kantzeitgenosse Schiller, der aus Christen Menschen zu werben strebt und sich als Bürger einer nicht von Grenzpfählen verengten Welt empfindet. Nur dieser Schiller schwebt, nach dem schönen Wort seines Landsmannes Morike, auf rauschendem Adlersfüßlich noch über unseren Häuptern. Hoch über allem Gemeinen. Aber mit wunder Brust noch froh, in jeder Stunde, bereit, aus dem Duff niederzustoßen und mit der Hornschärfe seines Mundes ringsum Knechter und Knechtsdemuth, Machtgier, Vortheilsucht, Aberglauben, Menschenvergottung und Menschenerschändung zu züchtigen. Der vom Horebsfeuer entzündete Zorn des jungen Moses aus Schwaben, der gegen die Diternbrut stuttgarter Manichäer, gegen gekrönte Leuteschacherer, gottlos heuchelnde Pfaffen und feile Minister Flammen gespielt hat, weiß noch wenig von Pflicht, Recht und Wesen des Staates, will von der befristeten Nothwendigkeit, von der unersehblichen Kulturleistung der Kirche nichts wissen. In Wolken baut er, nicht auf das feste Rund der Erde, sein All. Ein Knabe, der, bis ihm die Krone zufällt, durch üppige Lüfte schlendern dürfte, wirft seine Reiche dem Vater hin, der ihm den einzigen Freund, den Glauben an die Menschheit nahm. An den eingeborenen Adel der Menschheit mañt, auf dem Knie, der Freiste den König. Carlos und Posa sterben. Ist auch ihres Schöpfers Ruf nutzlos der Heimath verhallt?

## Brest-Litowsk.

Am dem Jahr 1795, das Kant's Philo'sophenentwurf „Zum ewigen Frieden“ ans Licht brachte, wurde, nach Kosciuszko's Aufstandsversuch, das (seit 1569 mit Litauen vereinte) Polenland noch einmal von den drei Nachbarmonarchien getheilt; und das Städtchen Brest-Litowsk, die alte Bug-Pfalz des Fürstenhauses Radzwill, kam unter Katharinens Szepter, dem im März desselben Jahres auch das Herzogthum Kurland unterthan ward.

Heute ist das litauische Brest, das seit 1840 als eine der stärksten Westfestungen Rußlands galt, eine von Handel (mit Tabak, Flachse, Vieh, Theer, Getreide) leblich genährte Kleinstadt, von deren Bürgerschaft drei Viertel Juden sind. In dieser Stadt haben die Vertreter des vom Deutschen Reich geführten Vierbundes mit den Leninisten einen Waffenstillstand beschlossen und einen Präliminarfrieden besprochen. Alle Friedensschlüsse waren bisher eigentlich nur Waffenstillstände: sagt Kant im letzten Satz seiner unverjähren Schrift. Hatte der Zorn über das ekle Schauspiel der Polenzersüchtung gerade jetzt den Seufzer auf die Lippe des Weisen gedrängt? Wuchs aus so widrig umringender Wirklichkeit der kategorische Imperativ, niemals, unter keinerlei Vorwand, zu dulden, daß „ein Staat, klein oder groß, durch Erbgang, Tausch, Kauf oder Schenkung, von einem anderen Staat erworben“ werde? Und dürfen wir gewiß sein, daß der Friede, dessen Umrißlinie in litauisch-Brest gezeichnet wurde, nicht dem, der in Katharinens letztem Lebensjahr ihrem Reich Hunderttausende von Quadratkilometern und eine halbe Million Menschen zu brachte, ähnlich, nicht wieder nur Waffenstillstand sein wird?

Die Herren Volkskommissare Uljanow-Lenin und Braunstein-Trozkij sind der Einladung, sich selbst bis an die Mündung des Muchawez in den Bug zu bemühen, nicht gefolgt. Ihres Willens Zunge sind die Herren Joffe, ein reicher Israelit aus Cherson, Herr Rosenfeld-Kamenew (dessen Prozeßerlebniß ich im dritten Dezemberheft erzählte) und andere Volkshewiß, denen Techniker beistehen. Oesterreich-Ungarns Auswärtiger Minister und der Staatssekretär unseres Auswärtigen Amtes sind selbst in das Hauptquartier des Bayernprinzen Leopold gereist. In so festem Harnisch, wie sie nach dem Antritt ihrer Aemter wohl kaum gehofft hatten. Anfang des Jahres 1917: Kriegserklärung der Ver-

einigten Staaten, denen in beiden Hälften des Amerikanererdtheiles fast alle, in Asien die wichtigsten Länder sich gesellt haben. Mitte des Jahres: Offensive der Russen (Galizien), Briten (Flandern), Italiener (Sonzo); danach Bruch der Russenfront, die seitdem nur noch in Armenien, in der Moldau, Südbukowina und bei Brody sich über Fremdbland (spricht) Besetzung Rigas und des Seehundsfundes; Rückzug des (um eine Viertelmillion Mann und den besten Artillerietheil geschwächten) Italienerheeres vom Sonzo bis an den Piave. Fünfzehnter Dezember: Waffenstillstand auf der Riesenfront zwischen Reval und Trapezunt-Djalah; Ostsee und Schwarzes Meer sind aus der Kriegssperre gelöst und Kaufahrern offen; nur auf einer Front (deren Südweststück beträchtlich gekürzt ist) wird, zwischen dem Urmestanal und der Adria (ober: dem Tigris), noch gelämpft. Die militärische Kriegsführung und die (von ihr unabhängige) zweite Russenrevolution haben, in wunderlicher Gemeinschaft, erwirkt, daß Oesterreich-Ungarn, fürs Erste, keinen Feind mehr zu fürchten, in Ost und West Landspänder hat und der Vierbund wählen kann, ob er die entbehrlich gewordene Millionenmannschaft seinem Ackerbau und Gewerbe zuführen oder zum Versuch westlichen Durchstoßes nützen wolle. Lenin's Leute wissen, daß die Möglichkeit solcher Wahl ihnen zu danken ist: und reden deshalb durchaus nicht im schüchternen Ton des Geschlagenen. Das erste Wort ihrer dreifach lockenden Losung „Freiheit, Friede, Land“ lassen sie einstweilen auf haltbarem Pergament; haben aber die Enteignung und Vertheilung des

- Grundbesitzes (die, in einem Agrarreich grell verschiedener Kultur und rückständiger Wirtschaftsform, Marx selbst nicht empfohlen hätte) verkündet und schon begonnen und scheinen zu rascher Zerstückung des Reiches bereit. Auch zu Friedensschluß; der sie so gewiß dünkt, daß sie, nach der überraschenden Angabe unseres Amtsberichtes, „der Wiederaufnahme des Handelsverkehrs und organisirten Waarenaustausches“ zugestimmt, also die ihren Feinden von gestern wichtigste Friedensfolge schon jetzt, vor endgiltiger Einigung, aus der Hand gegeben haben. Und doch klappt der Verlangensspalt noch breit vor dem ernsthaft prüfenden Auge. Die Leninisten (die, denk' dran, eine Gruppe der Bolschewiki-Partei sind) wollen die von russischen Truppen besetzten Gebiete Oesterreich-Ungarns, der Türkei, Persiens räumen, wenn die Vierbundesheere aus allen Russenreichsbezirken zurückgezogen

werden; wollen, daß nach dem Truppenrückzug, unter demokratischer Selbstverwaltung, jeder Volksstamm durch freie Abstimmung entscheide, ob er sich einem Fremdreich anschließen oder für sich einen Staatsverband schaffen wolle. Das Deutsche Reich (nicht: der Vierbund) fordert „die Ausscheidung von Polen, Litauen, Kurland, Theilen von Esthland und Livland aus dem russischen Reichsverband.“ Ist diese Forderung, der ein Satz über „die nach russischer Auffassung nothwendige Bekräftigung durch ein Volksvotum auf breiter Grundlage“ nachhinkt, die Kapsel des Wunsches, die auszuscheidenden Gebiete den zwei letzten Kaiserreichen Europas ein- oder anzugliedern? Dann wird wieder nur Waffenstillstand; kann nicht dauerbarer, ehrlicher Friede mit Rußland werden, das weder in Ewigkeit die rothe Livree des Herrn Lenin tragen noch sich in Zerfall, in kommunistische Zwerggesellschaften, in Wegdängung von der Ostsee, vom Schwarzen Meer (durch die selbständige Republik Ukraina), von allen eisfreien Seehäfen bescheiden wird. Oesterreich-Ungarn ist Herr seiner Entschlüsse. Will es für Habsburg-Lothringen die Krone Polens, so kann ihm nicht zweifelhaft sein: daß diese Krone dem auferstehenden Staat zunächst Ost- und Westgalizien einhandelt und jede Möglichkeit künftiger Bündnisse, insbesondere mit dem gereinigten Rußland, sichern soll; daß dieser Krönung unvermeidliche Folge der Verzicht auf den austro-ungarischen Dualismus, von dem höchstens noch die Personalunion, ohne Wehrgemeinschaft, bleiben würde, und die Gefährdung des Bundes mit dem Besten Polens, Westpreußens, Schlesiens sein muß; und daß Deutschlands mündiges Volk für das mit Polens Krone und dem Haß Rußlands, Italiens, mindestens dreier Balkanstaaten behürdete Oesterreich niemals irgendwelche Bürgschaftspflicht auf sich nehmen würde. In eigenen Haus braucht dieses Volk sich nicht in höfliche Warnung zu schränken; kann und muß es laut sagen: „Wenn Letten, Litauer, Esten, Esthen, die, trotz allem Mühen abendlicher Baltengeschlechter, ein Halbjahrtausend lang starr sich gegen deutsches Wesen wehren, nun, wider alles Erwarten, wider allen nachprüfbaren Willensausdruck, in freier Abstimmung den Wunsch nach Verbündung mit dem Deutschen Reich aussprechen, müßte es die Erfüllung weigern; weil sein Leib neue Fremdspalter nicht vertragen, seine Finanzkraft sie, nach diesem Krieg, nicht in Gold klammern kann und weil es seinen Feinden im



Wett nicht durch tiefe Verfeindung des Russenvolkes, dem, trotz Ariea und Revolution, vor 1950 zweihundert Millionen Menschen zugehören werden, den kräftigsten Trosttrank brauen will.\*

Noch erfor nicht die Hoffnung, auch mit diesen Feinden des Deutschen Reiches von 1914 schnell würdigen Frieden zu schließen. Sie sind auf unerlebt wuchtigen Angriff gefaßt, rechnen, sogar in ihrer Presse, mit der Möglichkeit seines Erfolges (der aber, nach ihrer Meinung, den Friedensschluß nur erschweren, weder die Feindschaft von vier Erbsünsteln milbern noch die See-, Rohstoff- und Kreditperre enden werde) und dürfen, unter dem Zwang des Massensehns, keinen Ruf nach edler Verständigung überhören. Keinen, den der Wille deutscher Menschheit in ihr Ohr schickt. Der Schlüssel zum Tempel des Friedens liegt in Washingtons Kapitol; kein Geknirsch hilft über die Thatsache hinweg, daß die Weltpein des Gemehls morgen nur endet, wenn die Vereinigten Staaten dieses Ende wollen; wenn Europas Westmächte die höchste Trumpfkarte aus ihrem Spiel schwinden sehen. In der ersten Dezember Sitzung des Staatenkongresses hat Präsident Wilson gesagt: „Wenn das deutsche Volk durch Vertreter, die von ihm Vollmacht haben und denen wir ohne Bedenken vertrauen dürfen, anzeigt, es sei zu einem vom Geiste der Gerechtigkeit erfüllten, vom Wunsch nach Entschädigung von rechtwidrig erlittenem Verlust diktierten Vertrag bereit, es sei willig, den Richteranspruch aller Völker darüber anzunehmen, was im Leben der Menschheit fortan als der Grundstein von Recht und Gesetz zu gelten habe, dann werden wir stets bereit sein, auf sie zu hören und, ohne Murren, freudig, den vollen Preis für den Frieden zu zahlen. Dem Deutschen Reich und den ihm Verbündeten darf nicht Unrecht geschehen und kein Fremder darf sich in die inneren Angelegenheiten dieser Reiche einmischen. Das wird der Weltgeist nicht erlauben; niemals neues Unrecht. Dem Feind muß, wie dem Freund, das volle Maß ihm gebührenden Rechtes gewährt werden.“ Der Vertreter des deutschen Volkes, der Träger seiner Vollmacht ist der Reichstag. In Brest-Litowsk hat am Tag nach der Weihnacht der Vierhundert den Friedensvorschlag angenommen, dessen Hauptbestimmungen sind: Verzicht auf Annexionen und Kriegskostenersatz, auf Zerstörung oder Minderung der Selbständigkeit irgendeines im Krieg überwundenen, unterjochten Staates, schnelle Räumung aller besetzten Gebiete

und Gemeinbürgerschaft gegen jeden Versuch, durch Boykott, Zollpaderci, Seesperre die Willensfreiheit eines Staates zu lähmen. Abrüstung, Schiedsgericht, Völkerbund: in die Empfehlung solcher „bürgerlichen Ideologie“, so mottigen Plunders erniedert der Anarcho-Kommunismus der Genossen Lenin und Trozkij sich nicht, die alle Länder in Revolution, in die Diktatur des Proletariates reißen, von Petrograd aus den Erdball vom Kapitalismus erlösen wollen. Auch zu der Dreieinheit dieser Forderung aber haben die Geschäftsführer und die Parlamente Deutschlands und Oesterreich-Ungarns sich ohne Rückhalt belannt. Ueber den Weg, auf dem das Selbstbestimmungsrecht der vor dem Krieg in Fremdkörper ein gezwängten Stämmesplitter gewahrt, den Minderheiten freier Athemzug gesichert werden könne, sind die Leninisten mit dem Vierbund noch nicht einig. Doch auf diesen Flügel des Friedensgrundrisses fällt ein sanfter Strahl durch das Milchglas des washingtoner Gelöbnisses, nach Eingriff in die „innere Struktur“ der Kaiserrei henicht zu trachten. Für Elsaß-Lothringens Rückkehr in Frankreichs Staatsverband, für die Kleinerung deutschen, austro-ungarischen, bulgarischen Landbesitzes will Amerika nicht kämpfen. Alle Pfellerfragen werden von den berliner und wiener, den bulgarischen und türkischen Verhandlungsführern, offiziell, genau so beantwortet wie von den Herren Wilson, Lloyd George, Lansdowne, Renaudel, Sembat, Thomas; genau sowie vor fünf Vierteljah: hundertern von Immanuel Kant, dessen Zeugniß doch wohl zu Entkräftung des Schwaches genügt, Frage und Antwort sei gestern aus feindlicher Fremde eingeschleppt worden. Was fehlt noch? Nur die selbsfeste Verbürgung des brester Pactes durch das Wort des deutschen Volkes. Mit der vierten Januarsonne verglüht auch das Licht dieses Pactes? Kindsaberglaube droht mit der Fuchtel. Die leninische Verheißung ist nicht fester als die leninische an den Zaun einer Stunde gebunden. Immerhin muß der Reichstag sich sputen. Schweigt er, dann will er Krieg, dessen Dauer kein Sterblicher heute berechnen kann. Will er Frieden, dann muß sein der Welt hörbares Wort dafür haften, daß der Versöhnungsplan nicht zu Schiebung verfrakt, daß die Mehrheit des Reichstages, des Volkes Schmachlawinen auf den Verantwortungsträger stürzen werde, der mit der Totsünde unredlicher Wortgaulelei in solcher Menschheitstunde auch nur getändelt hätte.

# DEUTSCHE BANK

Eigenes Vermögen 500 Millionen Mark

Im letzten Jahrzehnt (1907—1916) verteilte Dividenden:  
12, 12, 12 $\frac{1}{2}$ , 12 $\frac{1}{2}$ , 12 $\frac{1}{2}$ , 12 $\frac{1}{2}$ , 12 $\frac{1}{2}$ , 10, 12 $\frac{1}{2}$ , 12 $\frac{1}{2}$ %

## EIGENE STELLEN:

Aachen, Allenstein, Augsburg, Barmen, Bergedorf, Berncastel-Cues, Beuthen, Bielefeld, Bocholt, Bonn, Bremen, Breslau, Bromberg, Bülow, Chemnitz, Coblenz, Crefeld, Cronenberg, Culmsee, Danzig, Darmstadt, Deuben, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Elbing, Frankfurt a. M., M.-Gladbach, Glatz, Gleiwitz, Glogau, Goch, Görlitz, Gambinnen, Hagen, Hamburg, Hamm, Hanau, Hindenburg, Hirschberg, Hohensalza, Idar, Isterburg, Jauer, Kattowitz, Kolberg, Köln, Königsberg, Königshütte, Langenbielau, Langerfeld, Langfuhr, Leipzig, Leobschütz, Liegnitz, Lippstadt, Lützen, Meißen, Köln-Mülheim, München, Neheln, Neiß, Neuß, Nürnberg, Offenbach a. M., Oliva, Opladen, Paderborn, Posen, Potsdam, Radeberg, Ratibor, Reichenbach, Reimscheid, Rheydt, Ronsdorf, Rybnik, Saarbrücken, Schlebusch, Schweidnitz, Schwelm, Soest, Solling, Spandau, Sprottau, Stettin, Thorn, Tiegenhof, Trier, Vegesack, Velbert, Wald, Waldenburg, Warburg, Weißer Hirsch, Wiesbaden, Zoppot.

Brüssel, Bukarest, Konstantinopel, Libau, Sofia.

Eröffnung von laufenden Rechnungen. Depositen- und Scheckverkehr.

An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf alle bedeutenderen Plätze des In- und Auslandes.

Einziehung von Wechseln und Verschiffungsdokumenten auf alle überseeischen Plätze von irgendwelcher Bedeutung.

Rembours-Akzept gegen überseeische Warenbezüge.

Bevorschussung von Warenverschiffungen.

Vermittlung von Börsengeschäften an in- und ausländischen Börsen, sowie Gewährung von Vorschüssen gegen Unterlagen.

Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der Auslosung.

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.

Die Deutsche Bank ist mit ihren sämtlichen Niederlassungen amtliche Annahmestelle von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem K. K. Oesterreichischen Postsparkassen-Amt.

# DEUTSCHE BANK

Eigenes Vermögen 500 Millionen Mark.

**Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“** nur **Max Kirstein** Berlin SW 68, Markgrafenstr. 59. Fernsp. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.

*Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugseiten 1,80 Mk.*



**NITRALAMPE**

# A. BATSCHARI

## Cigaretten

*Fürsten-Klasse*



*Imperator 25, Kaiser 15, Prinz F. C. Kobenlohe 10, Prinz M. Kobenlohe 10, Princess Charlotte 8, Princess Victoria Louise 6*



Für Inserate verantwortlich: Friedrich Rehländer, Berlin-Steglitz.  
Druck von Pag & Gode G. m. b. H., Berlin W. 9, Bülowstr. 24.